Aus: Zeitung Nr. 50, August 2025

Christian Schacht

Der schwierige Abschied vom Machtwort. – Causa non finita.

(Vortrag im SAP am 19.5.2025)[1]

[Vorbemerkung: Als ich eingeladen wurde, bei den Sigmund-Freud-Vorlesungen 2024 einen Vortrag zum Jahresthema „Macht" zu halten, war mir klar, dass ich mich auf jenen Aspekt des Themas beschränken und konzentrieren würde, der mich – auch biographisch bedingt – seit vielen Jahren beschäftigt: die Ambivalenz gegenüber Aussagen, die als „Machtworte" wirksam sind.
Gemeint sind damit bestimmte Worte (Sätze, Behauptungen), die in ihrem Anspruch auf Endgültigkeit jede weitere Diskussion zum Thema für überflüssig erklären oder überhaupt untersagen, - uns damit gleichzeitig aber auch eine (vermeintliche) Sicherheit anbieten. Um diese Zwiespältigkeit, vor der auch der psychoanalytische Diskurs nicht gefeit ist, geht es mir.]

Einleitung

Ich möchte mit einem Zitat von Thomas Pollak beginnen. Er schreibt:

> „Die Psychoanalyse verfügt über eine charismatische Gründungsfigur in der Person Sigmund Freuds und über die ‚heilige' Gründungsschrift in seinem umfangreichen Werk und seinen Korrespondenzen. Freud war nicht nur ein genialer ‚Naturforscher'; seine Entdeckungen stehen in engem thematischem Zusammenhang mit seinen persönlichen Lebenskrisen und der unwiederholbaren historischen Leistung seiner Selbstanalyse. (…) In unserem Zusammenhang geht es darum, wie sehr seine Person einen Urvater-Status erlangt hat, wie er sonst nur den Gründungsfiguren von Religionen oder religionsähnlichen politischen Bewegungen zukommt. In diesem Sinn eines Religionsstifters fungierte Freud dann als Garant einer unverbrüchlichen Wahrheit." (Pollak 2014, S. 1111f.)

Diese Problematik würde aber nicht nur dem historischen Erbe der Psychoanalyse entstammen, so Pollak, sondern sie hätte ihre Wurzeln auch in der Natur des psychoanalytischen Berufs, genauer: in der Angst und Unsicherheit, die die berufliche Befassung mit dem Unbewussten mit sich bringt. Auch die religionsähnlichen Züge psychoanalytischer Institutionen würden demnach eine Abwehr des Unbewussten darstellen und als solche eine „trügerische Sicherheit" versprechen (a.a.O., S. 1128).

[1] Veränderte Fassung eines Vortrags bei den SFV vom 9.11.2024. Dieser erschien in: Gross R., Schlüter S. (Hg): „Macht. Psychoanalytische Betrachtungen". Brandes & Apsel 2025

Der Begriff „Machtwort“ kommt hier nicht vor. Ich habe das Zitat trotzdem an den Anfang gestellt, weil es die Richtung andeutet, in die sich mein Vortrag bewegen wird. Ich gehe dabei von folgenden Vorannahmen aus:

(1) Es gibt im psychoanalytischen Diskurs immer wieder Denkfiguren und Formulierungen, die uns als Behauptungen nicht-hinterfragbarer Wahrheitsgewissheiten entgegentreten. Es handelt sich hier zwar nicht um Machtworte im Sinne von Befehlen, die mit realer Macht durchsetzbar wären. Als „Machtworte“ können diese Behauptungen aber insofern verstanden werden, als mit ihnen ein Anspruch auf Endgültigkeit (i.S. von „Ende der Debatte“) erhoben wird; vergleichbar dem jahrhundertelang im katholischen Europa praktizierten „Roma locuta – causa finita“ („Rom hat gesprochen - die Sache ist beendet“).
(2) Bekanntlich findet sich derartiges auch bei Freud. Man denke etwa an den Satz in seinem Brief an Ferenczi 1913: „*Wir sind im Besitz der Wahrheit*“ (Freud 1992, S. 216). Allerdings ist bei Freud ja gerade das Faszinierende, dass er sich mit einem solchen „Besitz der Wahrheit“ nie zufriedengegeben hat.
    Im Vergleich mit einer Zugfahrt: Scheinbar wäre der Zug in den Endbahnhof eingefahren und damit das Ziel der Reise erreicht (hier passt „Kopfbahnhof“ besonders gut). Der Reisende könnte sich also zufrieden niederlassen. Aber für Freud erweist sich der vermeintliche Kopfbahnhof meist doch als Zwischenstation, und seine Forschungsreise geht weiter. Die Causa ist eben NICHT finita…
    Anders gesagt: Was man als „Machtworte“ Freuds verstehen (oder vielleicht auch: missverstehen) kann, wird oft von der Dynamik seines eigenen Denkens relativiert oder aufgelöst.
(3) Anders als die religiösen Institutionen, gegen deren Denkverbote und Machtworte Freud bekanntlich energisch aufgetreten ist, konnte er selbst eigenen „Machtworte“ nur beschränkt durchsetzen. Gelingen konnte es, wenn seinem „Machtwort-*Angebo*t“ jeweils eine (vor allem dem Wunsch nach Sicherheit entstammende) „Machtwort-*Nachfrage*“ entsprach. – Auch in der psychoanalytischen Literatur seit Freud lassen sich zahlreiche Beispiele für eine solche *Nachfrage* finden, nämlich immer dort, wo in strikter Orientierung an seinen Sätzen eine vermeintliche Wahrheitsgewissheit gesucht bzw. das Aushalten von Verunsicherung vermieden wird.[2]

Im Folgenden sollen aus der psychoanalytischen Literatur nun aber vor allem solche Anregungen aufgegriffen werden, die im Sinne eines „*Abschieds vom Machtwort*“ interpretierbar sind, – oder, vielleicht präziser formuliert: als mögliche Hilfen beim *Abschied von der Sehnsucht nach dem Machtwort*. Das wird sich zuerst auf der Ebene der Theorie bewegen, später wird es dann praxis-näher.

[2] Das gilt mitunter auch für ansonsten äußerst kreative und eigenständig denkende Autoren [absichtlich nicht gegendert]. Als kleines Beispiel eine Formulierung Balints: „*Hier habe ich sicheren Boden unter den Füßen, da ich Freud zitieren kann*“. (Balint 1961, S. 169. Mit Dank an Ernst Falzeder für den Hinweis!)

Einige andere interessante Perspektiven auf das Thema „Machtwort“ werden also ausgespart bleiben.[3] Was ich in meinem Vortrag genauer zu fassen versuche, ist die Spannung zwischen „Sätzen des Suchens“ und „Sätzen des Gefunden-Habens“ (oder: des Vorläufig-Gefunden-Habens) in der Psychoanalyse.

1. Dogmatischer Wahrheitsvorbehalt und Überschreitung eigener Grenzsetzungen

Schülein (2012) beschreibt Freuds Ausgangsposition so, dass dieser zunächst versucht habe, *„so zu tun, als sei Psychoanalyse nichts anderes als die Fortsetzung von Naturwissenschaft mit anderen, der Thematik entsprechenden Mitteln*.“ (Schülein 2012, S. 607)
Diese Einstellung habe für Freud eine wichtige *Funktion* erfüllt:

> „Um die Bedeutung von Freuds Vorstellungen über Erkenntnis und Wissenschaft angemessen zu verstehen, muss man (…) ihre *Funktion* für die Entwicklung der Psychoanalyse berücksichtigen. Denn seine Vorstellungen dienen vor allem als Hintergrundabsicherungen für seine abenteuerlichen Expeditionen in die Psyche. (…) Die Überschätzung der Nähe seines Tuns zu den Naturwissenschaften half ihm, die Unsicherheit der Übergangsphase besser auszuhalten (…). Seine spezielle Definition von (Natur-)Wissenschaft hatte also vorrangig die Funktion, ihm den Rücken frei zu halten – und war dafür ausgezeichnet geeignet.“ (a.a.O., S. 610; Hervorh. i.O.)[4]

Auch wenn er laut Schülein diese „defensive Position“ später verlassen habe und die Psychoanalyse als eigenständige Wissenschaft neben die Naturwissenschaften gestellt habe (a.a.O., 609f.), - an bestimmten Stellen hält Freud, wie Kimmerle kritisch anmerkt, doch am „*empiristischen Mythos*“ fest (Kimmerle 2012, S. 643): Das betrifft etwa seine Auseinandersetzung mit abtrünnigen Schülern. (Von dort stammt auch der vorhin zitierte, auf das Zerwürfnis mit C.G. Jung bezogene Satz „*Wir sind im Besitz der Wahrheit*“.)
Kimmerle schreibt:

---

[3] Vom Begriff „Machtwort“ aus wäre etwa eine Verbindungslinie denkbar zu Freuds Bemerkung, wonach *„das Wort doch ursprünglich ein Zauber, ein magischer Akt [war].*“ (Freud 1926, S. 214). – Aus soziologischer Sicht ließe sich fragen, welche sozialen Strukturen Voraussetzung dafür sind, dass überhaupt ein „Machtwort“ gesprochen werden kann. Oder es könnte auf Foucaults Behauptung eingegangen werden, wonach Freud „dem Arzt den quasi göttlichen Status der Allmächtigkeit verliehen“ habe (Foucault 1961, S. 535; zit. n. Whitebook 1998, S. 516) - Ein wiederum völlig anderer Zugang wäre es, das Thema mit dem heutigen Datum *[des SFV-Vortrags]* in Verbindung zu bringen, dem 9.November, also dem Tag der Reichspogromnacht 1938; – oder auch mit dem Ergebnis der letzten Nationalratswahl in Österreich.

[4] „Freud war kein profilierter Erkenntnis- und Wissenschaftstheoretiker“, stellt Schülein fest, und meint dazu in einer Fußnote:
„Man kann sagen: ein Glück! Ob Freud, beladen mit der Last der Diskurse von Aristoteles bis Descartes, von Kant und Hegel bis zu Mill, Dilthey und Husserl noch den Mut gehabt hätte, so konsequent seinen Weg zu gehen, ist fraglich.“ (Schülein 2012, S. 610)

> „In den Grundriss, der einen gemeinsamen Boden für alle Psychoanalytiker absteckt, schreibt Freud einen dogmatischen Wahrheitsvorbehalt ein, der zeitüberdauernd zwischen dem trennen soll, was als psychoanalytisch zutreffend anerkannt und was als verfehlt verworfen wird. Das Verbot, diesen Wahrheitsboden zu verlassen, wird durch die Gewissheit empirisch gewonnener Einsichten begründet.“ (a.a.O., S. 646)

Und doch ist das Bild des auf diese Weise dogmatische „Machtworte“ sprechenden Freuds nur eine Seite der Medaille:

> „Das eigentlich Interessante an den Auseinandersetzungen Freuds mit seinen Schülern ist (…) nicht die Einhegung, die er vergeblich zu erzwingen sucht, sondern die Entgrenzung, die sich für ihn daraus ergibt.
> Freud selbst verlässt nämlich den Boden, den er gelegt zu haben behauptet, und überschreitet Grenzen, die er für unverrückbar erklärt hat. Sein Beharren auf einem Grundbestand an unveräußerlichen Gegebenheiten bedeutet nicht, dass er unverändert bewahrt, was er verteidigt. Es gehört zu den Ironien der Wissenschaftsgeschichte, dass diese Verteidigung zu grundlegenden Umwälzungen führt. Zwar besteht Freud auf seinen errungenen Einsichten, aber er gerät dadurch nicht in einen bewahrenden Stillstand, sondern treibt seine Theoriebildung in der Auseinandersetzung mit den Abtrünnigen voran. (…) Dieser dialogische Einschlag seiner Theoriebildung bleibt jedoch wissenschaftstheoretisch von ihm selbst unbedacht. (…) Die Streitfragen, die zum Bruch geführt haben, sind nur scheinbar entschieden, sie treiben ihn weiter um.“ (a.a.O., S. 646f.)

Dies als gelungene Charakterisierung dessen, was im Vergleich oben mit den „Kopf- oder Endbahnhöfen“ gemeint war, die sich für Freud dann doch als Zwischenstationen erweisen.

2. Freuds Religionskritik und die Vorstellung von einer vollendeten Wissenschaft

Aus Freuds Schriften zur Religion greife ich hier nur zwei durchaus „machtwortartige“ Formulierungen heraus. Zunächst eine, in der Freud offensichtlich wissenschaftliche Forschung kurzerhand mit „Wahrheit“ gleichsetzt:

> „Es ist nun einmal so, dass die Wahrheit nicht tolerant sein kann, keine Kompromisse und Einschränkungen zulässt, dass die Forschung alle Gebiete menschlicher Tätigkeit als ihr eigen betrachtet und unerbittlich kritisch werden muss, wenn eine andere Macht ein Stück davon für sich beschlagnahmen will.“ (Freud 1933, S. 173).

Wenig später meint er dann emphatisch:

> „Es ist unsere beste Zukunftshoffnung, dass der Intellekt – der wissenschaftliche Geist, die Vernunft – mit der Zeit die Diktatur im menschlichen Seelenleben erringen wird. Das Wesen der Vernunft bürgt dafür, dass sie dann nicht unterlassen wird, den menschlichen Gefühlsregungen und was von ihnen bestimmt wird, die ihnen gebührende Stellung einzuräumen. (…) Was sich, wie das Denkverbot der Religion, einer solchen Entwicklung widersetzt, ist eine Gefahr für die Zukunft der Menschheit." (a.a.O., S. 185)

Worauf Freud sich in seiner Religionskritik immer wieder beruft, ist der „wissenschaftliche Geist" (a.a.O., S. 179, S. 180, S. 182) bzw. die „wissenschaftliche Weltanschauung", von der er meint, dass von ihr „die *Einheitlichkeit* der Welterklärung zwar auch (…) angenommen [wird], aber nur als ein Programm, dessen Erfüllung in die Zukunft verschoben ist." (a.a.O., S. 171; Hervorh. i.O.)
Diese Rede Freuds von der „wissenschaftlichen Weltanschauung" erscheint etwa Gerhard Gamm (1989, S. 153*) „in höchstem Maße verdächtig":* Sie lasse nämlich *„(…) die Vermutung aufkeimen, dass Freud Wissenschaft nach Maßgabe eines religiösen Weltverhältnisses interpretiert*."[5] Im Übrigen sei „wissenschaftliche Weltanschauung" eine contradictio in adjecto, weil Wissenschaft „*der religionsanalogen Erwartung auf eine Weltauslegung im Ganzen (..) vom Grundsatz her entgegengesetzt*" sei. (a.a.O.)
Hier ist ein Themenbereich berührt, von dem man sagen könnte, dass Freud *diesen* Kopfbahnhof tatsächlich nicht mehr verlassen hat: nämlich denjenigen eines idealisierten Wissenschafts- und Vernunftbegriffs, - auch wenn sich in seinem Spätwerk durchaus skeptische Sätze dazu finden lassen[6].

Allerdings haben andere seither für eine gedankliche Weiterreise gesorgt. So bringt Joel Whitebook (2014) die Problematik präzis und unpolemisch auf den Punkt: In Freuds Religionskritik erscheine die Hinnahme der Endgültigkeit des Todes als ein Maßstab dafür, ob ein Glaubenssystem sich aus der Sphäre der Illusionen befreit hat oder im

---

[5] In seinem Artikel „*Die Wiederkehr des Religiösen in der Psychoanalyse: Freuds kritische Analyse der Religion als Darstellung der latenten Struktur seines wissenschaftlichen Denkens"* bietet Passett (1994) eine andere, ungewöhnliche Perspektive auf das Thema an, aus der ich hier nur eine kurze Passage zitiere*:* „Die Religion war immer der Bereich des expliziten Umgangs mit dem Nicht-Sagbaren, Nicht-Darstellbaren. Und Freud hat mit der Psychoanalyse eine Theorie und eine Praxis entworfen, die im nachreligiösen Zeitalter diese Funktion der Religion übernehmen soll und doch den Anforderungen dessen, was ihm allein als Wissenschaft galt, gerecht wird. Das Nicht-Sagbare ist zum Unbewussten geworden und das ‚therapeutische' Reden über das, worüber man eigentlich nur schweigen könnte, ersetzt das religiöse Ritual. (…) Das Wesentliche der analytischen Rückbindung besteht darin, dass jene eigene Geschichte, welche der Analysand in Kooperation mit dem Analytiker sich erdichtet, ihn nicht mit seinem Volk, seiner Kultur verbindet, sondern mit seinem Unbewussten." (a.a.O., S. 263)

[6] Etwa: „Sie wissen, Wissenschaft ist keine Offenbarung, sie entbehrt, lange über ihre Anfänge hinaus, der Charaktere der Bestimmtheit, Unwandelbarkeit, Unfehlbarkeit, nach denen sich das menschliche Denken so sehr sehnt. Aber so wie sie ist, ist sie alles, was wir haben können. Nehmen Sie hinzu, dass unsere Wissenschaft sehr jung ist, (…) und dass sie sich ungefähr mit dem schwierigsten Stoff beschäftigt, der menschlicher Forschung vorgelegt werden kann (…)." (Freud 1926, S. 218)

magischen Denken stecken geblieben ist. Dem stehe die Konzeption von Wissenschaft gegenüber, der Freud sich verpflichtet gefühlt habe, – allerdings mit dem Paradox, dass Freuds Behauptung, die Wissenschaft würde die Allmacht *in toto* überwinden, offenkundig selbst im Register der Allmacht verharre und mithin ein Selbstwiderspruch sei. Whitebook präzisiert daher:

> „Die *Wissenschaft* ist eine Institution des Denkens und der Praxis, welche die Hartnäckigkeit unserer Neigung zu magischem Denken erkennt und methodisch zu überwinden sucht. Sie will eine subjektunabhängige Realität so weit wie möglich akzeptieren. (…) Wir können diesem Ziel nur ‚ausreichend gut', also asymptotisch näherkommen, es aber nie voll erreichen. Tatsächlich ist die Vorstellung von einer vollendeten Wissenschaft – wie die von einem durchanalysierten Individuum – eine Illusion der Allmacht." (Whitebook 2014, S.1184; Hervorh. i. O.)[7]

Der letzte Satz, den ich für äußerst wichtig halte, erinnert mich an einen Gedanken von Schülein (2015), der sich allerdings nicht auf die Psychoanalyse bezieht. Es heißt dort nach einem Überblick über unterschiedliche erkenntnistheoretische Positionen:

> „Von definitiver 'Wahrheit' ist in neueren erkenntnistheoretischen Diskursen (..) nicht mehr die Rede. Das klingt nach Scherbenhaufen, ist es aber nicht. Man kann diese Entwicklung auch als Entlastung und als Erreichen der ‚depressiven Position' sehen: Erkenntnis- und Wissenschaftstheorien stehen nicht mehr unter dem Zwang, etwas Unbegründbares begründen zu müssen (…). Sie können sich ganz darauf konzentrieren, Bedingungen und Problemlagen von Erkenntnis und die Versuche, mit ihnen umzugehen, zu analysieren. Und in dieser Hinsicht hat sich – parallel zum Verblassen der heroischen Wahrheitsidee – viel getan (…)." (Schülein 2015, S. 81)

Dass in diesem Zusammenhang ein psychoanalytischer (kleinianischer) Begriff auftaucht („depressive Position"), klingt ungewöhnlich, ist hier aber durchaus plausibel. Ebenso plausibel erscheint mir der Versuch, Schüleins Befund auf den psychoanalytischen Diskurs zu übertragen. Auch hier, so meine These, geht es um den Abschied von einer – vor allem von Männern tradierten – „heroischen Wahrheitsidee" (samt „Machtwort"), und um die Notwendigkeit, die „depressive Position" (immer wieder neu) zu erreichen.
Was die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Psychoanalyse betrifft, so weist eine Arbeit von Christoph Frühwein in die angedeutete Richtung.

3. Die Anerkennung unvermeidbarer Unschärfen als Abschiedshilfe

[7] Ähnlich formuliert Zenaty bezüglich Freuds Kritik an den Illusionen der Religion: „Ob diese Neigung zur Illusion durch eine ‚Diktatur der Vernunft' überwunden werden könne, müssen wir allerdings nach den Erfahrungen von Holocaust und anderen Massengenoziden in Frage stellen. *Vielleicht ist das Illusionsbedürfnis doch ein wesentlicher Teil der menschlichen ‚Natur' – und die Annahme, Illusionen ließen sich eliminieren, ihrerseits eine Illusion*." (Zenaty 2022, S. 330; Hervorh. C.S.)

Unter der Überschrift „*Die Heisenberg'sche und die Freud'sche Unschärferelation*" schlägt Frühwein (2018) einen Bogen von der Psychoanalyse zur Welt der Quantenphysik, genauer: zur erkenntnistheoretischen Bedeutung der Unschärferelation, wie sie deren Entdecker Heisenberg formuliert hat. Ich fasse extrem verkürzt zusammen:
Je weiter die Forschung in mikrophysikalische Welten vordringt, umso unvermeidlicher sei eine Wechselwirkung zwischen Forschungsanordnung und dem Forschungsgegenstand. Aufgrund dieser Wechselwirkung generiere die Forschung einmalige Ereignisse, die anders nicht zustande gekommen wären. Heisenberg habe das Grundprinzip der Wechselwirkung zwischen Gegenstand und Forscher formuliert, und zwar, so Frühwein, *„exakt analog zu dem, was wir in der Psychoanalyse als unbewusste Wechselwirkung von Übertragung und Gegenübertragung (…) untersuchen*." (a.a.O., S. 449). In beiden Fällen könne dem Dilemma der „Unschärfe" nur durch Anerkennung der Rolle der Interpretation, des Beitrages der menschlichen Forschungssubjektivität, begegnet werden.
Allerdings macht Frühwein auf einen überaus wichtigen Unterschied aufmerksam:

> „In der Untersuchung der unbelebten materiellen Natur steht die Interpretation *am Ende der Empirie*. Im Paradigma des Experiments ist eine historisch erfolgreiche Forschungspraxis festgeschrieben, die sich *so lange wie möglich darum bemüht*, ein distanziert-objektiviertes, kontrollierendes Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand beizubehalten. (…)[8]
> *In der Psychoanalyse ist dieses Verhältnis umgekehrt.* Es besteht *von Anfang an* in jedem von uns eine nicht zu beseitigende unmittelbare Nähe zum Untersuchungsgegenstand, der menschlichen Psyche oder Subjektivität, nämlich in uns selbst. (…) Die subjektive interpretative Introspektion steht damit – im Unterschied zur Physik – *am Anfang des Wissenschaftsprozesses*, und das Bemühen um die Objektivierbarkeit des Erkennens im Sinne epistemischer Objektivität folgt *danach* – und mit anderen Methoden."[9] (a.a.O., S.452; Hervorh. C.S.)

Wie kann nun aber ein solcher Forschungsansatz, der einer „subjektiven interpretativen Introspektion" einen Platz einräumt, in der Praxis genutzt werden, ohne in Willkür,

---

[8] Dies würde, wenn ich es richtig verstanden habe, etwa Schüleins idealtypischer Charakterisierung der „nomologischen Realität" entsprechen, deren Gesetzmäßigkeiten ohne Informationsverlust in „denotativen Theorien" erfasst werden können, – im Gegensatz zur „autopoietischen Realität", der gegenüber Theorien ein „konnotatives" Leistungsprofil brauchen, in der etwa Begriffe (statt Zeichen) verwendet werden, und in der es zu einer wechselseitigen Beeinflussung von autopoietischer Realität und ihrer Reflexion kommen kann. (Schülein 2015, S. 55) – Einen interessanten Aspekt formuliert Schülein pointiert: „Typisierend könnte man sagen, dass denotative Theorien und Methoden wegen ihrer strikten Festlegung gewissermaßen mit masochistischer Unterwerfung und analsadistischer Disziplinierung korrespondieren und die Anlehnung an ein starkes Objekt erlauben, während konnotative Theorien ein Feld für die Expansion des Größenselbst und oralen Solipsismus sind, weil es relativ leicht ist, sich einen Schrebergarten privater Theorien und Begründungen anzulegen." (a.a.O., S. 59)

[9] In diesem Punkt wird also Freuds Aussage widersprochen, in der er meint: „Geist und Seele sind in *genau der nämlichen Weise* Objekte der wissenschaftlichen Forschung wie irgendwelche menschenfremde Dinge" (Freud 1933, S. 171; Hervorh. C.S.)

Subjektivismus oder Esoterik zu verfallen?[10] Frühwein bringt hier einen verblüffend naheliegenden, in der Literatur aber – jedenfalls was die erkenntnistheoretische Dimension betrifft - auffällig vernachlässigten Gedanken ins Spiel, indem er die *gemeinsame psychoanalytische Falldiskussion* zur „Methode der Wahl" erklärt. Diese diene nämlich nicht nur dem Fortschritt unserer Behandlungen:

> „In den gemeinsamen, ritualisiert ablaufenden Fallbesprechungen ist die universelle Dimension unserer Wissenschaft enthalten, und zwar (…) nicht obwohl, sondern *weil* die konkrete subjektiv-individuelle Erfahrung und das emotionale Erleben des Analytikers darin im Zentrum stehen und mit anderen geteilt, durchgearbeitet und durchgedacht werden können." (a.a.O., S. 458; Hervorh. i.O.).

Die Objektivierung des Wissens erfolge demnach erst in einem *zweiten Schritt*, nämlich im gemeinsamen Durcharbeiten (vor allem der Gegenübertragung), wobei über kreisförmig-diskursive Abstraktionsschritte Strukturen und Gesetzlichkeiten des Materials erarbeitet werden (a.a.O., S. 459).[11]

4. Abschied vom Machtwort zugunsten der Anerkennung und disziplinierten Reflexion des „subjektiven Faktors"

Ich bleibe bei meinem Thema, dem eine vermeintliche Sicherheit gebenden „Machtwort": Wenn wir Frühweins Gedanken folgen, so heißt das, dass wir uns auch in der psychoanalytischen Falldiskussion z*uerst einmal* auf einem Terrain befinden, auf dem uns kein Machtwort – von wem auch immer – vor „Unschärfen" schützen würde

[Nachtrag: In der Diskussion in Wien zeigte sich, dass die Fokussierung auf die Anfangssituation als eine Entwertung des „zweiten Schrittes" (mit diagnostischen Erwägungen u.a.m.) verstanden werden konnte. Diese (Über-)Betonung des ersten Schrittes kommt vermutlich daher, dass der „zweite Schritt" ohnehin viel öfter im Mittelpunkt unserer Diskussionen steht als das bewusste Aushalten und Reflektieren von Unschärfen. – Leider erst nach Fertigstellung des Vortrags bin ich auf zwei Arbeiten gestoßen, in denen scharfsinnig

[10] Hier ist daran zu erinnern, dass auch Freuds Bemühung um eine „wissenschaftliche Weltanschauung" sich ja nicht nur gegen die Illusionen der Religion gerichtet hatte. Es ging ihm ebenso um Abgrenzung von subjektivistischen Positionen, wenn er sich etwa gegen die „anarchistischen Lehre" bzw. den „intellektuellen Nihilismus" wandte (1933, S. 190, – heute würden wir von „radikalem Konstruktivismus" sprechen).

[11] Vgl. dazu die Schilderung Brittons über seine Erfahrungen in einer klinischen Arbeitsgruppe: Nur in der detaillierten Betrachtung der Arbeit eines Analytikers mit einem bestimmten Fall würden sich die jeweiligen unbewussten Aspekte der Gegenübertragung auffinden lassen, wobei „die Einstellung und das Verhalten eines Analytikers unvermeidlich durch seine unbewusste Gegenübertragung beeinflusst werden. *Das lässt sich herausfinden, aber nicht vorhersehen*." (Britton 2011, 127; Hervorh. C.S;)

und überzeugend auf die Bedeutung (auch) des Nicht-Wissens in der analytischen Arbeit hingewiesen wird: Schneider 2003, Stemmer 2006].

Im Bemühen, die mit den „Unschärfen" verbundene Verunsicherung zu vermeiden, können wir *entweder* unsere jeweiligen theoretischen Vorannahmen vorschnell dem konkreten Fall überstülpen, *oder*, im anderen Extrem, wir setzen unser subjektives Erleben absolut – etwa in einer „totalistischen" Auffassung der Gegenübertragung (vgl. Weiß 1999, S. 894ff.) Allerdings geraten wir in beiden Fällen in Sackgassen, was wir daran merken werden, dass der reflexive Austausch erheblich erschwert oder überhaupt gelähmt wird. Die „causa" scheint ganz schnell „finita".
Psychoanalytische Falldiskussionen sind daher methodisch auf etwas anderes hin ausgerichtet[12]: Indem die Beteiligten ihre Aufmerksamkeit zuerst den eigenen subjektiven Reaktionen auf das Erzählte und auf die Erzähl-Szene zuwenden und dann dieses Erleben möglichst präzise artikulieren, kann im Austausch und der Reflexion darüber untersucht werden, ob und wie sich auf dieser Meta-Ebene etwas von dem widerspiegelt, wovon erzählt wurde. Auch die meisten SupervisorInnen sehen ihre Funktion darin, genau diesen Prozess immer wieder anzuregen (und nicht in einer Vorgabe von „Richtig" vs. „Falsch"). Das bedeutet: In ritualisierten Fallbesprechungen gibt es, ähnlich wie in der analytischen Situation selbst, innerhalb des vereinbarten Rahmens *kein Machtwort*. Man könnte sie (idealtypisch) als themenzentrierte, „machtwort-lose" Reflexionsräume bezeichnen.[13]

Nun ist auf die Wichtigkeit von regelmäßigen Fallbesprechungen für seriöse analytische Arbeit schon oft und zurecht hingewiesen worden. Mir geht es um eine besondere Facette des Geschehens: Ich sehe eine spezielle, bereichernde Chance von Falldiskussionen darin, dass hier – anders als in rein theoretischen Diskursen – auch sehr unterschiedliche, zunächst oft unklare und unverstandene „subjektive Faktoren" zur Sprache kommen können. Anders gesagt: Gerade dadurch, dass diese „subjektiven Faktoren" hier konzeptuell *nicht* von vornherein ausgeblendet werden, - wie es dann geschieht, wenn sie lediglich als potenzielle Fehlerquellen missverstanden oder sozusagen ins restneurotische Eck gestellt werden – können sie von uns überhaupt erst als solche anerkannt und reflektiert werden.
Auch die individuellen Hintergründe unserer jeweiligen Theorieselektion können dabei als nachdenkenswerte Phänomene begriffen und immer wieder auf mögliche unbewusste

[12] Die folgenden Überlegungen sehe ich als ergänzende Perspektive zu Bions „negative capability". Bei ihm steht eine wichtige Fähigkeit von Psychoanalytiker:innen im Zentrum: zeitweiliges Aushalten eines Zustands von Ungewissheit, Offenheit für das Noch-nicht-Sagbare usw. (Vgl. Mertens 2018, 251-260, Böök 2022). Mir geht es um die besondere Funktion von gemeinsamen Fallbesprechungen *auf dem Weg dorthin*.

[13] Das erinnert nicht zufällig an einen bestimmten Aspekt der rabbinischen Kultur, in der nach einer Formulierung von Johanna Naumann der heilige Text des Judentums „unendlich kommentiert und aktualisierend ausgelegt [wird], *denn es gibt ja kein päpstliches Diktum, kein letztes Wort, das die Wahrheit verkündet, sondern eine potentiell endlose Suche nach ihr."* (Naumann, in: Nolte u. Rugenstein 2022, Eintrag zum 18.Mai; Hervorh. C.S.)

Aspekte hin abgeklopft werden.[14] Das muss nicht öffentlich diskutiert werden (was übrigens ebenso für die Frage gilt, wieso jemand einen Vortrag ausgerechnet zum Thema „Abschied vom Machtwort“ hält). In dieser Situation, also im kollegialen Austausch über konkrete Fälle, kann es auch am ehesten gelingen, mit Verunsicherungen durch unterschiedliche Denkmodelle produktiv umgehen zu lernen.

Freud selbst blieb in der steten Weiterentwicklung seiner Theorien und in der Auseinandersetzung mit Gegnern nur wenig Raum für die präzise Versprachlichung von „subjektiven“ Unsicherheiten. Am ehesten, so meine These, gelang ihm das in Briefen[15]. Von vielen möglichen Beispielen will ich nur zwei anführen:

> „Ich gestand mir endlich (…), dass ich diese Kranken *[gemeint sind Psychotiker; Erg. C.S.]* nicht liebe, dass ich mich über sie ärgere, sie so fern von mir und allem Menschlichen empfinde. (…) Benehme ich mich dabei wie frühere Ärzte gegen die Hysteriker, ist es die Folge einer immer deutlicher gewordenen Parteinahme für den Primat des Intellekts, den Ausdruck einer Feindseligkeit gegen das Es? Oder was sonst?“ (Brief an István Hollós vom 4.10.1928, zitiert in: Schur 1973, S.10)[16]

Wir sehen: Freud deklariert seine Unsicherheit und nimmt sie ernst. Und die Frage bleibt letztlich offen. – Weit weg von jeglicher „Machtwort-Attitüde“ auch die folgende Stelle aus einem Brief an Pfister:

> „Der Todestrieb ist mir kein Herzensbedürfnis, er erscheint nur als unvermeidliche Annahme aus biologischen wie aus psychologischen Gründen. (…) Natürlich ist es

[14] Mertens stellt dazu fest: „Die Ablehnung der Selbstpsychologie könnte z.B. mit geschlechtsspezifischen Präferenzen zu tun haben (sich als Selbstobjekt i.S.v. Kohut verwenden zu lassen, könnte einem männlich orientierten Psychoanalytiker als eine zu passive und masochistische Einstellung erscheinen, während ihm die Haltung des Detektivs, der die Äußerungen seiner Patienten nicht für bare Münze nimmt, um vieles mehr gefällt; die Bevorzugung selbstpsychologischer Theorieansätze (…) könnte mit der Angst vor Sinnlichkeit und Aggression zu tun haben; der klassische Triebpsychologe könnte aber auch sein eigenes Bedürfnis nach Gespiegeltwerdenwollen verleugnen und abstreiten u.v.m.).”(Mertens 1993, S.133) – Das Thema beschäftigt mich schon lange (vgl. Schacht 2003).

[15] Von Ernst Falzeder (2010a) stammt eine – von ihm zurecht als „Perlen-Sammlung“ bezeichnete – Zusammenstellung von Zitaten aus Freud-Briefen. (Siehe auch Falzeder 2010b.) Ähnlich wie bei Loewalds Unterscheidung zwischen Freuds „offizieller“, auf die Rolle des Vaters als Repräsentant der „Realität“ konzentrierter Position (mit einer Vorstellung von individueller Reife als „Beherrschung“ der inneren Natur) einerseits und einer „inoffiziellen“ Position andererseits, in der es um die lebenslange Integration von väterlichen und mütterlichen, ödipalen und präödipalen Perspektiven geht (vgl. Whitebook 2018, S. 167-187), – oder auch ähnlich wie bei Dieter Thomä, der in Freuds Argumentation einen „Hauptweg“ (mit einer Konzentration auf hierarchische, vertikal organisierte Beziehungen) von einem „Nebenweg“ unterscheidet, in dem Freud Vergemeinschaftungsformen nicht nur als vertikal, sondern auch als horizontal angelegt sieht (Thomä 2012, S. 408ff.): Ähnlich ließe sich vielleicht auch *ein* Freud, der in seinem Werk manchmal apodiktische „Machtworte“ ausspricht, von einem *anderen* Freud unterscheiden, der die Wahrnehmung eigener Begrenztheit und eigener Zweifel in seinen Briefen auf eindrucksvolle Weise zum Thema macht. (Auch für ihn ist und bleibt eben manches an der „causa“ durchaus nicht „finita“.)

[16] Zu Freuds Arbeit mit Psychotikern vgl. Augusta (2021)

> leicht möglich, dass ich in allen drei Punkten in die Irre gehe, in der Unabhängigkeit meiner Theorie von meiner Disposition, in der Schätzung meiner Argumente für diese Theorien und im Inhalt dieser selbst. Sie wissen, je großartiger die Prospekte, desto geringer die Sicherheit, desto leidenschaftlicher auch – wobei wir nicht mittun wollen – die Parteinahme der Menschen." (Brief vom 7.2.1930, in: Freud – Pfister 1963, S.144)

Ich finde, das sind großartige Sätze, über die beispielsweise in der psychoanalytischen Ausbildung m.E. zu wenig nachgedacht wird.
In Bezug auf diesen letzten Punkt, den Zusammenhang zwischen meinem Thema und der psychoanalytischen Ausbildung, beschränke ich mich darauf, Ihnen die Lektüre eines spannenden Artikels von Erika Kittler zu empfehlen, der den Titel trägt „*Der Psychoanalytiker, die Fehler und die Lehranalyse*" (Kittler 2019, S. 83-98). Ich zitiere daraus nur ihre Hauptthese, nämlich den Satz, „*dass die analytische Ausbildung eine Einübung in Verunsicherung ist*" (a.a.O., S. 84).[17]

Nachzutragen bleibt mir die Feststellung, dass ich in analytischen Fallbesprechungen seit vierzig Jahren das (zwar disziplinierte, konzentrierte, aber eben: „machtwort-lose") gemeinsame Nachdenken über Verwirrungen, Unsicherheiten und Ängste im Zusammenhang mit unserer Arbeit nicht nur als wertvoll, sondern auf spezifische Weise auch als *lustvoll* erlebe. (Dies wiederum gemeint nicht als „erreichter Zustand", sondern als immer wieder neu begonnene *Bewegung* in diese Richtung.)
Und da es offensichtlich nicht nur mir so geht, bin ich verwundert, dass davon doch relativ selten die Rede ist.

Zusammenfassung

Es lassen sich (auch) im psychoanalytischen Diskurs Behauptungen finden, die Anspruch auf wahrheitsgewisse Endgültigkeit erheben. Andererseits gibt es schon bei Freud selbst Denkbewegungen, die zu einem Abschied von solchen „Machtworten" in der Psychoanalyse anregen.
*Für einen derartigen Abschied erscheint es wichtig, auf die – in der klassischen Physik durchaus bewährte – Beschränkung auf „objektiv" Überprüfbares bzw. auf die Bemühung um Eliminierung „subjektiver" Einflüsse zunächst zu verzichten. Wir müssen vielmehr, ähnlich wie in der modernen Naturwissenschaft seit Heisenberg, von einer unvermeid*lichen *Wechselwirkung zwischen Beobachter und Beobachtetem ausgehen. Die damit verbundene „Unschärfe" steht in der Psychoanalyse (im Gegensatz zur Physik) bereits am Beginn der Untersuchung. Daher ist schon hier die Reflexion von subjektivem Erleben unerlässlich. Als*

[17] Dem stand eine Zeit lang in manchen psychoanalytischen Ausbildungsinstitutionen eine Tradition gegenüber, in der eine normative (und damit Sicherheit verheißende) Vorstellung einer „Idealtechnik" zu vermitteln versucht wurde. Dabei hat man sich - zu Unrecht – gerne auf K.R. Eissler berufen. A.v.Blarer und I.Brogle (1983) stellen dazu fest: „Als K.R. Eissler (1953) seinen Stein in das Wasser der psychoanalytischen Theorie der Technik geworfen und das Deuten zur *Ideal*technik erklärt hatte, konnte er nicht ahnen, dass die Wirkung seiner Thesen vergleichbar sein würde mit derjenigen der Gesetzestafeln, die einst Moses vom heiligen Berg mitgebracht hatt*e".* (a.a.O., S. 73; Hervorh. i.O.). Das „Machtwort"-Thema lässt grüßen.

ein geeigneter Ort für die Durcharbeitung und Objektivierung des so gewonnenen Wissens wird die gemeinsame psychoanalytische Fallbesprechung gesehen.
P.S.: Vielleicht ist daran zu erinnern, dass wissenschaftliches Denken prinzipiell voraussetzt, dass wir – wenn auch ungern – die Vorläufigkeit von Forschungsergebnissen und ihrer jeweiligen sprachlichen Darstellung als ebenso unvermeidlich anerkennen wie die damit verbundene Verunsicherung.

Literatur:

Augusta, G. (2021): Sigmund Freud und die psychoanalytische Behandlung von Psychosen. Überlegungen zur Diskrepanz zwischen Behandlungsanweisungen und angewandter Praxis*. Psyche 75, 67-98*

Balint, M. (1961): Ein Zwischenfall. Bericht über eine nichtverbale analytische Intervention. *Jahrbuch der Psychoanalyse 2, 161-173*

Böök, V. (2022): „Negative Capability" bei Keats und bei Bion. *Jahrbuch der Psychoanalyse 44: 224-230*

Britton, R. (2001): Glaube, Phantasie und psychische Realität. Psychoanalytische Erkundungen. *Stuttgart: Klett-Cotta*

Falzeder, E. (2010a): Perlensammlung. *Zeitschrift des SAP 17, 20-29, abrufbar unter: https://sap.or.at/wp-content/uploads/2016/08/Falzeder_Perlen_Zeitung_Nr17.pdf)*

Falzeder, E. (2010b): Freuds Briefwechsel als paralleles Oeuvre. *Zeitschrift des SAP 17, 8-19, abrufbar unter: https://sap.or.at/wp-content/uploads/2016/08/Falzeder_Briefe_Zeitung_Nr17.pdf*

Foucault, M. (1961): Wahnsinn und Gesellschaft. *Frankfurt a.M.: Suhrkamp*

Freud, S. (1926): Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen. GW 14. *Frankfurt a.M.: Fischer*

Freud, S. (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 15. *Frankfurt a.M.: Fischer*

Freud, S. – O. Pfister (1963): Briefe 1909 – 1939. Hg. von Ernst L. Freud und H. Meng. *Frankfurt a. M.: S. Fischer*

Freud, S. / S. Ferenczi (1992): Briefwechsel. Hg. von E. Brabant, E. Falzeder u. P. Giamperi-Deutsch, Bd I/1, *Wien, Köln, Weimar: Böhlau*

Frühwein, C. (2018): Die Heisenberg'sche und die Freud'sche Unschärferelation. Zur Bedeutung methodischer Subjektivität in einer naturwissenschaftlich verstandenen Psychoanalyse*. ZpTP 33, 441-461*

Gamm, G. (1989): Rezension zu Peter Gay: „Ein gottloser Jude". *Luzifer-Amor 2/3, 152-155*

Kimmerle, G. (2012): Am Beispiel Freud. Wahrheitsvoraussetzungen in der Wissenschaftsgeschichte. *Psyche 66, 638-648*

Kittler, E. (2019): Der Psychoanalytiker, die Fehler und die Lehranalyse. *ZpTP 34, 83-98*

Mertens, W. (1993): Einführung in die psychoanalytische Therapie, Bd. III. *Stuttgart: Kohlhammer*

Mertens, W. (2018): Psychoanalytische Schulen im Gespräch über die Konzepte Wilfried R. Bions. *Gießen: Psychosozial-Verlag*

Naumann, J. (2022): Jüdische Wurzeln der Psychoanalyse. In: Nolte, T. und K. Rugenstein: 365 x Freud*. Stuttgart: Klett-Cotta*

Passett, P. (1994): Die Wiederkehr des Religiösen in der Psychoanalyse: Freuds kritische Analyse der Religion als Darstellung der latenten Struktur seines wissenschaftlichen Dankens. In: Schneider, P, D. Strassberg et al. (Hg): Freud-Deutung. *Tübingen: Edition Diskord*

Pollak, T. (2014): Psychoanalyse als Religion? Zur kirchlichen Verfasstheit psychoanalytischer Institutionen. *Psyche 68, 1108-1131*

Schacht, C. (2003): Das „psychoanalytische Überich" – ein Gespenst in verschiedenen Erscheinungsformen. *Texte 23, 92-111, Wien: Passagen Verlag*

Schneider, G. (2003): Die Zukunft? Plädoyer für eine atopische Grundhaltung der Psychoanalyse. *Psyche 57, S. 226-248*

Schülein, J.A. (2012): „Ewige Jugend" – Warum psychoanalytische Theorie die Probleme hat, die sie hat. *Psyche 66, 606-637*

Schülein, J.A. (2015): Angst und Frust oder: Warum tun sich multiparadigmatische Wissenschaften wie die Psychoanalyse mit Kontakten und interdisziplinärer Forschung so schwer? *ZpTP 30, 48-64*

Schur, M. (1973): Das Es und die Regulationsprinzipien des psychischen Geschehens. *Frankfurt a. M.: S. Fischer*

Stemmer, W. (2006): Die Beunruhigung und das Nichtwissen des Analytikers als Aspekte der psychoanalytischen Haltung. *ZpTP 21, 449-473*

Thomä, D. (2012): Demokratie und Diktatur nach Freud. Eine Kontroverse zum Verhältnis zwischen Politik und Generationenspiel. *Psyche 66, 408-432*

von Blarer A., I Brogle (1983): Der Weg ist das Ziel. Zur Theorie und Metatheorie der psychoanalytischen Technik. In: Hoffmann, S.O. (Hg.) (1983): Deutung und Beziehung. Kritische Beiträge zur Behandlungskonzeption und Technik in der Psychoanalyse. *Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag*

Weiß, H. (1999): Die Verabsolutierung der Gegenübertragung: ein neues Gespenst? *Psyche 53, 894-904*

Whitebook J. (1998): Freud, Foucault und der „Dialog mit der Unvernunft". *Psyche 52, 505-544*

Whitebook, J. (2014): Imagine. Zur Verteidigung des Säkularismus der Psychoanalyse. *Psyche 68, 1167-1195*

Whitebook, J. (2018): Freud. Sein Leben und Denken. *Stuttgart: Klett-Cotta*

Zenaty, G. (2022): Sigmund Freud lesen. Eine zeitgemäße Re-Lektüre. *Bielefeld: transcript Verlag*